

Liebe Gemeinde, liebe Gottesdienstbesucherinnen, woran haben Sie gedacht, als vor einigen Tagen die Einladung zu diesem Gottesdienst erhalten haben und das Bild auf der Vorderseite gesehen haben?

Dieses Bild auf der Einladung stand für mich, als ich es vor weniger als einem Monat fotografiert habe, für das Thema Klimakrise und die daraus durch menschliches Tun und Unterlassen wachsende Bedrohung allen Lebens, so wie wir es kennen.

Aber, wenn wir es heute anschauen, haben wir sofort ganz andere Bilder im Kopf: ich vermute, die meisten denken jetzt an Hunderttausende von Flüchtlingen. In wenigen Tagen und Wochen haben sich Menschen in unfassbar großer Zahl in der vom russischen Angriffskrieg zerstörten Ukraine auf den Weg gemacht haben. Hätte man mir, hätte man uns das vor 4 oder 6 Wochen erzählt, dass es so etwas nur wenige hundert Kilometer von uns entfernt wieder in Europa geben wird, die meisten und auch ich hätten das wohl nicht für möglich gehalten...

Damit stehen das Bild auf der Einladung und die Situation in der Ukraine zugleich für die Zerbrechlichkeit der Friedensordnung und damit der Form des Lebens und des Alltags, wie wir es in

Europa jedenfalls zu meinen Lebzeiten bisher erlebt haben.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt..“ – wie aktuell doch dieses Wort aus dem Hebräerbrief, einer der letzten Schriften der Bibel , plötzlich wieder ist...

Und noch ein zweiter, ganz anderer Gedanke drängt sich mir, gerade hier in diesem Raum, in dieser Kirche auf: „wir haben hier keine bleibende Stadt“ – dieser Satz ist ja auch über dieser vor 120 Jahren gebauten Kirchengebäude und der Form von Kirche, wie wir sie kennen, gesagt. Das, was wir in letzten Jahren über die Perspektive von Kirche hören und erfahren konnten, macht deutlich und bewusst: Kirche, Volkskirche wird in unserer Gesellschaft, in unseren Städten und Dörfern in den nächsten 50 Jahren nicht mehr so bleiben wie wir sie in letzten 50 Jahren erlebt haben. Und das gilt, über die aktuelle Situation hinaus, für beide großen Volkskirchen in Deutschland.

Wie aber hören wir da diese Worte aus dem Hebräerbrief? Wir haben hier keine bleibende Stadt, wenn sich mir die Brüchigkeit, die Zerbrechlichkeit des Lebens und seiner gewohnten Sicherheiten derartig aufdrängt, was bleibt dann noch?

Haben die da nicht recht, die sagen: lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot?

Oder liegt es nicht nahe, dem Prediger in der jüdischen Bibel zuzustimmen, wenn er sagt: alles ist eitel und ein haschen nach Wind?

Aber, bevor wir uns damit gleichgültig oder enttäuscht abfinden, hören wir doch noch, was hier in der Bibel, im Hebräerbrief dazu gesagt wird:

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

II

Wer immer der Mensch war, der diese Worte geschrieben hat, wir kennen ihn nicht. Es muss jemand gewesen sein, der wohl am eigenen Leib Fremdsein erfahren hat. Vielleicht wurde er verspottet, verachtet oder verfolgt. Aber: eine solche Erfahrung ist für ihn nicht einfach böses Schicksal. Sie gehört für ihn zum Christsein. Und das ist nicht zufällig so:

Denn er bleibt nicht stehen bei der Beschreibung der Zerbrechlichkeit. Was hier zum Ausdruck kommt, was hier beschrieben wird, das ist ganz klar bezogen auf den einen, Jesus von Nazareth, von dem hier gerade

vorher die Rede ist, wenn da gesagt wird, dass er draußen vor dem Tor gelebt und gelitten hat.

„Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.“

Draußen vor dem Tor, das kannten die Leser oder Hörer dieser Worte damals – draußen vor dem Tor der Stadt, da starb man als Ausgestoßener, als Gescheiterter, als Verbrecher, als jemand, der nicht mehr dazu gehörte. Einer von denen also war dieser Jesus von Nazareth – im besten Fall noch ein gescheiterter Idealist, jemand, der an den Macht- und Gewaltverhältnissen dieser Welt zerschellt ist mit seiner Botschaft der Nächsten- und der Gottesliebe.

der deshalb aus aller menschlicher Gemeinschaft herausgestoßen wurde und diesen elenden Tod sterben musste, draußen vor der Stadt, am Kreuz.

Was heißt das, was wird damit hier eigentlich gesagt? Dieser Jesus von Nazareth, den wir Christus nennen und in dem wir Gott erkennen, er selber hat den Schrecken das Elend die Not des Todes erlebt und erlitten. Und doch war sein Weg da noch nicht zu Ende. So jedenfalls erzählt es die Bibel und behauptet damit das hier das schier unfassbare, nach

menschlichen Maßstäben unmögliche, nämlich, dass seine Liebe und Zuwendung nicht aus der Welt zu bringen waren. Wenn das so ist, dann bedeutet das auch, dass Gewalt, Falschheit, Hinterlist, Berechnung, so mächtig sie unter uns auch sind, in dieser Welt nicht das letzte Wort haben. Und dann gibt auf dieser Welt buchstäblich keinen gottlosen Ort mehr, auch nicht draußen vor der Tür, dann gibt es Zukunft und Hoffnung auch da noch, wo nach unseren Maßstäben alles zu Ende ist.

Von dort her ist die Stadt bestimmt, von der hier auch die Rede ist, die Stadt, die wir suchen:

Ein anderes biblisches Buch beschreibt sie als das himmlische Jerusalem, als den Ort, an dem es keine Tränen, kein Leid und kein Geschrei mehr gibt. Ein schier unglaubliches Bild. Das himmlische Jerusalem ist das Bild dessen was in dieser Welt anders werden soll und muss, damit es besser, damit es heller wird für Menschen im Dunkeln. Es ist von daher das Leitbild, das Tun und Lassen, das Handeln von Kirche und von Diakonie bestimmt oder bestimmen soll. Es ist das Bild dem wir uns zu nähern versuchen. Aber es ist genauso der Maßstab, vor dem wir uns mit dem was wir tun oder lassen, werden verantworten müssen.

Die Bibel denkt nicht auf einer linearen Zeitachse Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Die Zeit wird neu bestimmt als eine in besonderer Weise bestimmte, definierte Zeit, als Zeit, die von Christus bestimmt ist. Und darum ist das Zukünftige, das, was wir suchen, nicht etwas das, was irgendwann einmal vielleicht kommt. Sondern es ist etwas, das immer schon da, mitten unter uns, da, wo wir Menschen uns an diesen Jesus von Nazareth erinnern, uns an ihm orientieren und seine Nähe uns neue Hoffnung schenkt. Sich auf die zukünftige Stadt ausrichten, ist deshalb keine Hoffnung auf eine vage Zukunft irgendwann, sondern Umkehr, ein neuer, radikal anderer Blick auf das Heute.

III.

Nun leben wir aber, und das merken wir gerade in diesen Tagen so schmerzhaft und deutlich wie lange nicht mehr, in einer Welt, in der es weiter Gewalt und Unfrieden gibt. Wie kann er da aussehen, der andere Blick auf das Heute? Wir leben nicht im himmlischen Jerusalem, sondern in dieser Welt und in dieser Welt gibt es Gewalt Krieg Not Hinterlist, Falschheit und

vieles andere mehr. Bleiben da die Bilder vom himmlischen Jerusalem nicht nur ein schöner Traum? Oder wie geht das zusammen?

Eine erste, grundsätzliche Orientierungshilfe:

Wie es in der Welt zugeht, davon erzählt die Bibel nüchtern und realistisch. Aber dabei fällt auf, in der Bibel gibt es Lieder, Gebeten und Geschichten. Es gibt aber auch Rechtssammlungen, und zwar erstaunlich viele. Bei näherem Hinsehen wird auch deutlich, dass diese Rechtstexte, diese Weisungen eine zentrale Funktion erfüllen.

In einer Welt, in der es damals wie heute oben und unten, Schwache und Starke, Macht und Willkür gibt, stellen diese Regeln so dar etwas wie Schutzmauern oder Schutzzäune. Diese Weisungen sollen Schwächere bewahren wollen vor Willkür der Mächtigen. Sie wollen für Ausgleich und Augenmaß sorgen. Davon ist auch heute noch etwas wiederzuerkennen, in unseren Rechtsnormen und Gesetzen.

Sicher, wir erleben gerade drastisch: Regeln und Gesetze, auch Regeln des Völkerrechts werden oft nicht eingehalten. Aber, so hat es ein Politologe (Michael Zürn) dieser Tage zutreffend formuliert, eine

Ordnung und generell jede Norm wird nicht durch eine Regelverletzung, sondern erst durch das Fehlen einer angemessenen Reaktion auf die Regelverletzung ins Wanken gerät. Die Norm, dass man nicht töten soll, wird durch einen Mord nicht infrage gestellt. Erst die achselzuckende Akzeptanz von Tötungsdelikten tötet die Norm.

Wie wichtig solche Einsichten sind, was sie kosten können, aber auch was es bedeutet, sie zu übergehen und zu verletzen, wie notwendig, herausfordernd und teuer es werden kann, ihre Einhaltung einzuklagen und durchzusetzen, das lernt unsere Generation schmerzhaft und bitter gerade wieder neu im Blick auf die politische Situation des Krieges, aber auch im eigenen kirchlichen Raum.

Was aber bedeutet es dann, ganz konkret, von der Zukunft, vom Kommen des himmlischem Jerusalem her zu leben? Was heißt etwa, mit dieser Perspektive eine Leitungsfunktion wahrzunehmen? Ich kann und will dies hier und heute nicht allgemein beschreiben, ich will versuchen, es vorsichtig zu skizzieren und deutlich zu machen in Bezug auf mein Handeln als Diakoniefarrer und Leiter des DW, Funktionen, die

ich in den letzten fast 14 Jahren wahrgenommen habe.

„Entscheidend ist dabei nicht, dass wir diese Wirklichkeit Gottes - womöglich noch zweifelsfrei - für wahr halten. Es geht darum, dass wir uns darauf einlassen, sie erproben in unserem Tun und Lassen, in unserer Haltung anderen und uns selbst gegenüber.“ So haben wir es 2018 im Verbindlichen Konzept des Diakonischen Werks formuliert.

Eine solche Form des Einlassens bedeutet etwa, die Familien, mit denen wir es etwa in der Jugendhilfe zu tun bekommen, zu unterstützen und stärken, sie in die Lage versetzen, mit ihrer Lebenssituation besser zurechtzukommen. Etwas von dieser Form der Arbeit mit anderen (statt für andere) finde ich im Ansatz der Zentren für frühe Hilfen, etwa im Manforter Laden oder im Alkenrather Treff wieder – gut, dass es diese Form der Arbeit mit Familien inzwischen schon mehr als 10 Jahre gibt.

Diese Haltung anderen gegenüber – mit ihnen gemeinsam zu arbeiten, bedeutet für mich dann auch, zunächst einmal durch Befragung, durch Besuche gemeinsam mit ihnen zu klären, was sich ändern sollte, damit es besser wird für sie, die Menschen im

Stadtteil. Und: konsequent weitergedacht: sie zu unterstützen, diese ihre Anliegen selber öffentlich und im politischen Raum zu vertreten und einzubringen, etwa im Rahmen der Bürgerversammlungen. Hier ist mir das alte Instrument des Community organisings ein wichtiges Hilfsmittel gewesen.

Gemeinsam mit anderen zu arbeiten, das bedeutet für mich auch, bei aller Konkurrenz untereinander zwischen den Wohlfahrtsverbänden, die natürlich auch gibt in einer Marktsituation, bei allem Gegenüber von Stadt als Auftraggeber und Diakonie oder Caritas als Auftragnehmer immer auch zu schauen, wie weit man trotzdem miteinander gehen kann und sich gegenseitig unterstützen kann.

Naiv, weltfremd, vielleicht – aber handelt man so, dann kann es sein, kann man es erleben, etwa in der Zusammenarbeit mit der Lebenshilfe oder im Steuerungskreis für Manfort und Alkenrath mit Vertreterinnen und Vertretern der Stadt, dass 1 + 1 eben doch nicht nur 2, sondern mehr werden können. Ich danke allen, die sich da mit uns gemeinsam auf einen solchen Weg gemacht haben und machen.

Was aber bedeutet das dann auch nach innen, im Blick auf das Zusammenarbeiten im Haus, am

Arbeitsplatz? Die Wirklichkeit Gottes zu erproben, das heißt für mich, sich gemeinsam auf den Weg zu machen, weiterzuhelfen und zuzutrauen, aber miteinander um den richtigen Weg fair zu streiten, in der eigenen Organisation, mit anderen zusammen, im Kirchenkreis und darüber hinaus. Es ist eine feine Balance zwischen Aufbruch nach vorne und Stärkung nach innen. Ich wünsche uns allen, die wir solche Verantwortung wahrnehmen, dass wir um diese Balance wissen und nicht aufhören, sie anzustreben.

Und schließlich: von daher gesehen ist alles das, was uns als Kirche zu eigen ist an materiellen Gütern, allen voran an Gebäuden, Kirchen, Grundstücken, nicht einfach unser Besitz oder Eigentum, sondern ein uns auf Zeit verliehene Möglichkeit, etwas im Sinne der Talente, von denen vorhin im Evangelium die Rede war.

Und dann haben wir die Freiheit, die Möglichkeit und die Aufgabe, das, was uns da übergeben wurde, weiter zu entwickeln, etwa andere Gebäudeensemble zu schaffen, die uns und den Menschen um uns herum zugutekommen und die uns wirtschaftlich nicht überfordert, auch wir weniger finanzielle Möglichkeiten

haben. Dann können andere, nach außen hin geöffnete Formen von Gemeindeleben möglich werden. An der Ausgestaltung solcher Wege habe ich seit längerem gearbeitet. Ich freue mich, im Rahmen meines nächsten und wahrscheinlich letzten Berufsweges mich darauf konzentrieren zu können.

Epilog

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir:

Manchmal fällt tatsächlich so etwas wie Lichtstrahl dieser zukünftigen Welt auch in unseren Alltag. Wie das aussieht, das ist wohl für jeden und jede verschieden, und das bleibt auch über die Jahre nicht das Gleiche.

ich will hier nur erzählen, was ich in den Jahren hier erlebt habe:

wir haben in Manfort, diesem so von Autobahnen, Eisenbahnstrecken, Schnellstraßen zerschnittenen Stadtteil über mehrere Jahre hinweg immer wieder Stadtteilstadt gefeiert, an wir zusammen kamen mit ganz vielen Gruppen aus diesem Stadtteil, die etwas beigetragen haben zu diesem tag. Es waren nicht nur diese bunten Feste selber, mit den jungen und alten,

den unterschiedlichen Konfessionen und Religionen, mit denen, die um die Ecke groß geworden sind, wie auch an anderen, die aus vielen Teilen der Erde hierhergekommen sind im Laufe ihres Lebens. Es war auch die Erfahrung, dass so etwas zu planen, vorzubereiten, mit Leben zu füllen, gehen kann und Freude macht. Gut, wenn wir so etwas erleben und bewusst wahrnehmen, gut und ein Segen, wenn wir davon etwas weitergeben können an die Menschen um uns und neben uns.

Amen